

LIMES

*Lisa
Wingate*

The New York Times
BESTSELLER

Roman

LIBELLEN SCHWESTERN



Lisa Wingate ist Journalistin und Autorin mehrerer preisgekrönter Romane. Was ihr am Schreiben am meisten gefällt ist, dass sie dadurch Menschen näher kennenlernt, reale genauso wie fiktive. Sie lebt in den Ouachita Mountains in Arkansas, USA.

Ihr Roman *Libellenschwestern* beruht auf einer wahren Geschichte – lesen Sie dazu mehr auf www.lisa-wingate.de.

»Wussten Sie, dass in diesem unserem Land, Heimat freier und tapferer Menschen, ein riesiger Babymarkt existiert? Und dass es sich bei den wertvollen Gütern, die den Besitzer wechseln, ... um lebende, strampelnde Babys handelt, menschliche Wesen aus Fleisch und Blut.«

Aus dem Artikel *The Baby Market*,
The Saturday Evening Post,
Februar 1930

»Sie sind«, so sagte Georgia Tann wiederholt, »unbeschriebene Blätter. Bei ihrer Geburt sind sie unbeschmutzt und ohne Makel, daher können sie alles werden, was Sie sich nur wünschen, wenn sie in jungem Alter adoptiert werden und inmitten von Schönheit und Kultur aufwachsen.«

Barbara Bisantz Raymond,
The Baby Thief

PROLOG

Baltimore, Maryland

3. AUGUST 1939

Meine Geschichte beginnt an einem schwülheißen Augustabend, an einem Ort, den ich niemals mit eigenen Augen sehen werde. Der Raum existiert lediglich in meiner Fantasie. Meistens ist er groß, die Wände sind weiß und sauber, die Bettwäsche frisch und gestärkt. Das Privatzimmer ist mit allem ausgestattet, was das Herz begehrt. Draußen geht eine träge Brise, und das rhythmische Zirpen der Zikaden dringt aus den hohen, schlanken Bäumen, deren Blattwerk das perfekte Versteck bietet. Die Fliegengitter wölben sich im Luftzug des Deckenventilators, der träge durch die feuchte, schwere Luft schneidet.

Der Geruch von Kiefernadeln weht herein, und die Schreie der Frau hallen durch den Raum, während die

Schwestern sie krampfhaft festhalten. Schweiß glänzt auf ihrer Haut, läuft ihr übers Gesicht, über Arme und Beine. Sie wäre entsetzt, wenn sie sich so sehen könnte.

Sie ist hübsch. Eine sanftmütige, zarte Seele, die niemals absichtlich irgendetwas tun würde, um diese Katastrophe heraufzubeschwören, die in diesem Moment ihren Lauf zu nehmen beginnt. Während meines langen Lebens habe ich die Erfahrung gemacht, dass Menschen in aller Regel nur ihr Bestes versuchen. Anderen Kränkung und Schmerz zuzufügen, ist für die meisten kein bewusster Akt, sondern lediglich ein unerfreuliches Nebenprodukt des Überlebens.

Nichts von dem, was nach diesem letzten, erbarmungslosen Pressen geschieht, ist ihre Schuld. Ein letztes Mal, und dann ist es da – das Kind und zugleich das Schlimmste, was passieren konnte. Ein regloser Körper, winzig, blond, ein Mädchen mit einem hübschen Puppengesichtchen, aber blau angelaufen und still.

Die Frau ahnt nichts vom Schicksal ihrer neugeborenen Tochter, oder, falls doch, wird die Erinnerung an diesen Tag mit Hilfe der Medikamente zu einem diffusen Nebel verblassen. Schließlich erschläft sie, ergibt sich dem Schlaf, eingelullt von Morphinum und Scopolamin, die man ihr gegen die Schmerzen verabreicht hat.

»Es ist immer so traurig, wenn das passiert«, sagen die

Schwestern mitfühlend, während der Arzt die Wunde vernäht und sie alles sauber machen. »Eigentlich darf ein Leben nicht enden, noch bevor es überhaupt angefangen hat«, sagen sie, und »Manchmal fragt man sich wirklich ... warum ... wenn sich Menschen so sehnlich ein Kind wünschen.«

Ein Schleier senkt sich herab. Winzige Augen umwölken sich. Augen, die niemals sehen werden.

Die Frau kann zwar hören, was sie sagen, doch die Worte ergeben keinen Sinn. Alles um sie herum verschwimmt. Es ist, als würde sie sich gegen die Wellen stemmen, doch das Wasser zerrinnt zwischen ihren Fingern, deshalb gibt sie irgendwann auf und lässt sich forttragen.

Ein Mann wartet. Vielleicht ist er draußen auf dem Flur. Er ist ruhig, würdevoll. Nicht an Hilflosigkeit gewöhnt. Eigentlich hätte er heute Großvater werden sollen.

Vorfriede ist in abgrundtiefen Kummer und Schmerz umgeschlagen.

»Es tut mir unendlich leid, Sir«, sagt der Arzt, als er aus dem Zimmer tritt. »Ich kann Ihnen nur versichern, dass wir alles Menschenmögliche getan haben, um Ihrer Tochter die Wehen erträglich zu machen und das Kind zu retten. Mir ist bewusst, wie schwierig das alles für Sie ist. Bitte drücken Sie dem Kindsvater mein aufrichtiges Beileid aus, wenn Sie ihn in Übersee erreichen. Nach all den Enttäuschungen hat

sich Ihre Familie gewiss diesmal große Hoffnungen gemacht.«

»Wird sie weitere Kinder bekommen können?«

»Davon würde ich abraten.«

»Das wird sie umbringen. Und ihre Mutter ebenfalls, wenn sie es erfährt. Christine ist unser einziges Kind, müssen Sie wissen. Das Trippeln winziger Füßchen ... das Heranwachsen der nächsten Generation ...«

»Ich verstehe Sie vollkommen, Sir.«

»Wie sieht es mit den Risiken aus, falls sie ...«

»Ihr Leben wäre gefährdet. Es ist absolut unwahrscheinlich, dass Ihre Tochter ein weiteres Kind bis zum Ende der Schwangerschaft austragen könnte. Falls sie es versuchen sollte, würde sie wohl ...«

»Ich verstehe.«

Der Arzt legt dem zutiefst betrübten Mann tröstend die Hand auf den Arm. Zumindest male ich es mir so aus. Ihre Blicke begegnen sich.

Der Arzt blickt über seine Schulter, um sicherzugehen, dass die Schwestern ihn nicht hören können. »Dürfte ich Ihnen einen Vorschlag machen, Sir?«, fragt er mit leiser, ernster Stimme. »Es gibt da eine Frau in Memphis ...«

KAPITEL 1

Avery Stafford

AIKEN, SOUTH CAROLINA, HEUTE

Ich hole tief Luft, rutsche vor an die Kante und streiche meine Jacke glatt, als die Limousine auf dem brüllend heißen Asphalt zum Stehen kommt. Übertragungswagen verschiedener Nachrichtensender säumen den Straßenrand, was zeigt, wie wichtig dieser scheinbar harmlose Termin in Wahrheit ist.

Keine einzige Sekunde an diesem Tag ist dem Zufall überlassen. Während der letzten beiden Monate ging es in South Carolina ausschließlich darum, an den Nuancen zu feilen – dafür zu sorgen, dass sich alles ausschließlich im Bereich von *Andeutungen und Hinweisen* bewegt.

Jetzt ist nicht der Zeitpunkt für klare Ansagen.

Noch nicht.

Und wenn es nach mir geht, wird sich daran so schnell nichts ändern.

Ich wünschte, ich könnte einfach vergessen, weshalb ich nach Hause zurückgekehrt bin, doch allein die Tatsache,

dass mein Vater weder seine eigenen Notizen noch das Briefing seiner überkorrekten PR-Beraterin Leslie durchgeht, lässt keine Zweifel aufkommen: Der Feind, der uns begleitet, lässt sich nicht ignorieren. Er ist da, auf dem Rücksitz, in dem dunkelgrauen Maßanzug, der eine Spur zu locker um die breiten Schultern meines Vaters sitzt.

Daddy hat den Kopf zur Seite geneigt und blickt aus dem Fenster. Seine Helfer und Leslie hat er in den zweiten Wagen verbannt.

»Geht's dir gut?«, frage ich und zupfe ein langes blondes Haar – meins – vom Sitz, damit es beim Aussteigen nicht an seiner Hose kleben bleibt. Meine Mutter würde jetzt eine Mini-Fusselbürste zücken, aber sie ist zu Hause, um das zweite große Ereignis dieses Tages vorzubereiten – ein Familienweihnachtsfoto, das sicherheitshalber schon jetzt, Monate vor dem Fest, aufgenommen werden muss ... falls Daddys Zustand sich verschlechtern sollte.

Er setzt sich ein wenig auf und hebt den Kopf. Sein graues Haar ist statisch aufgeladen und steht ab. Ich unterdrücke den Impuls, die Hand auszustrecken und es glatt zu streichen. Es wäre ein grober Verstoß gegen das Protokoll.

Im Gegensatz zu meiner Mutter – der Herrin über die kleinen, aber unerlässlichen Details unseres Lebens, wie ein Weihnachtsfoto im Juli oder eine Fusselbürste in der Handtasche – ist mein Vater distanziert, eine einsame Insel

aufrechter Männlichkeit in einem Haushalt voller Frauen. Ich weiß, dass ihm meine Mutter, meine beiden Schwestern und ich sehr am Herzen liegen, doch er verleiht seiner Zuneigung nur sehr selten Ausdruck. Ich weiß auch, dass ich zwar sein heimliches Lieblingskind bin, ihn gleichzeitig jedoch am meisten durcheinanderbringe. Mein Vater stammt aus einer Ära, in der Frauen sich lediglich für einen höheren Bildungsabschluss entschieden haben, um auf dem College möglichst schnell einen Ehemann zu finden und eine Familie zu gründen, deshalb weiß er nie so recht, was er von einer dreißigjährigen Tochter halten soll, die ihr Jurastudium an der Columbia Law als Jahrgangsbeste abgeschlossen hat und die sichtlich Spaß daran hat, im U.S. Attorney's Office zu arbeiten, wo es bekanntermaßen nicht gerade zimperlich zugeht.

Vielleicht weil der Platz der *perfektionistischen Tochter* und der *süßen Tochter* in unserer Familie bereits vergeben waren, bin ich immer die *Schlauberger-Tochter* gewesen. Ich bin gern zur Schule gegangen, und es war, wenngleich unausgesprochen, immer klar, dass ich gewissermaßen der Ersatzsohn bin, der in die Fußstapfen meines Vaters treten wird. Allerdings bin ich stets davon ausgegangen, dass ich älter sein würde, wenn es so weit wäre, und bereit dafür.

Ich sehe meinen Vater an. *Wie kannst du all das nicht*

wollen, Avery? Genau darauf hat er doch sein ganzes Leben hingearbeitet. Und nicht nur er, sondern Generationen von Staffords, seit dem Unabhängigkeitskrieg, verdammt noch mal. Unsere Familie hat sich schon immer in den Dienst des Landes gestellt, und Daddy bildet da keine Ausnahme: Seit seinem Abschluss in West Point und seiner Tätigkeit als Pilot bei der Army hält er den Namen unser Familie mit Würde und Entschlossenheit hoch.

Natürlich willst du das, denke ich. Schon immer. Du hast nur nicht damit gerechnet, dass es jetzt schon und auf diese Weise passiert. Das ist alles.

Ingeheim klammere ich mich verzweifelt an den bestmöglichen Ausgang: dass die Feinde an beiden Fronten – sowohl an der politischen als auch an der medizinischen – geschlagen werden. Mein Vater wird die Krankheit besiegen, mit Hilfe einer Kombi-Behandlung aus Operation und einem Chemo-Cocktail, der ihm über eine alle drei Wochen an sein Bein angeschlossene Pumpe verabreicht wird. Und mein Aufenthalt in Aiken wird nur ein kurzes Gastspiel.

Der Krebs wird schon bald kein Teil unseres Lebens mehr sein.

Er kann besiegt werden. Anderen Menschen ist das bereits gelungen, und wenn sie es geschafft haben, wird Senator Wells Stafford es schon zweimal schaffen.

Es gibt keinen stärkeren oder besseren Mann als meinen Vater, so viel steht fest.

»Bereit?«, fragt er. Erleichtert sehe ich zu, wie er die absteigende Haarsträhne glatt streicht. Noch bin ich nicht bereit, die Grenze von der Tochter zur Krankenpflegerin zu überschreiten.

»Ich bin direkt hinter dir.« Natürlich würde ich alles für ihn tun, trotzdem wäre ich heilfroh, wenn es noch viele, viele Jahre dauern würde, bis wir die Rollen von Elternteil und Kind tauschen müssen. Und wie heikel das ist, weiß ich nur zu genau, weil ich gerade aus nächster Nähe miterlebe, wie schwer es meinem Vater fällt, Entscheidungen für seine eigene Mutter zu treffen.

Grandma Judy, meine einst so geistreiche und humorvolle Großmutter, ist inzwischen bloß noch ein Schatten ihrer selbst. So schmerzlich es sein mag, aber Daddy kann mit niemandem darüber reden. Sollten die Medien dahinterkommen, dass wir sie in ein Heim gebracht haben – zumal in eine nicht einmal zehn Meilen entfernte Luxus-Seniorenresidenz –, wäre das politisch gesehen eine Katastrophe: Im Zuge des Skandals um eine Reihe ominöser Todes- und Missbrauchsfälle in diversen staatlichen Pflegeheimen South Carolinas, der die Öffentlichkeit derzeit umtreibt, würden Daddys politische Feinde entweder ins Feld führen, dass sich nur wohlhabende

Leute eine angemessene Pflege leisten können, oder aber ihm vorwerfen, er habe seine arme alte Mom abgeschoben, weil er ein kaltherziger Mistkerl ist, dem das Schicksal der älteren Mitbürger am Arsch vorbeigeht und der bloß seinen eigenen Vorteil und den seiner Freunde und Wahlkampfunterstützer im Sinn hat.

In Wahrheit haben seine Entscheidungen im Hinblick auf Grandma Judy absolut nichts mit Politik zu tun. In unserer Familie ist es genau wie bei allen anderen: Jeder lebt in einem undurchsichtigen Geflecht aus Schuld, Schmerz und Scham. Grandma Judys Aussetzer sind mittlerweile einfach problematisch, wir haben Angst um sie und machen uns große Sorgen, wo dieser grausame Abstieg in die Demenz enden könnte. Bevor wir sie endgültig ins Heim gebracht haben, ist sie sowohl ihrer Pflegekraft als auch ihren Hausangestellten mehrfach entwischt. Einmal hat sie ein Taxi gerufen und war den ganzen Tag spurlos verschwunden, bis sie in ihrem einstigen Lieblingseinkaufszentrum, das längst zu einem riesigen Geschäftskomplex angewachsen ist, aufgegriffen wurde. Wie sie es geschafft hat, dorthin zu gelangen, ist uns allen ein Rätsel, zumal sie sich mittlerweile nicht einmal mehr unsere Namen merken kann.

Ich trage heute Morgen eines ihrer Lieblingsschmuckstücke, spüre das Gewicht um mein Handgelenk, als ich

aus der Limousine steige. Ich tue so, als hätte ich das Libellenarmband ihr zu Ehren ausgewählt, aber in Wahrheit soll es mich daran erinnern, dass die Frauen der Stafford-Familie nun einmal tun, was sie tun müssen, selbst wenn es ihnen noch so sehr gegen den Strich geht. Der Ort des Geschehens trägt auch nicht gerade zu meinem Wohlbehagen bei. Ich konnte Pflegeheime noch nie leiden.

Es ist nur ein Meet-and-Greet, denke ich. Die Presse ist hier, weil sie darüber berichten will, und nicht, um lästige Fragen zu stellen. Wir sollen Hände schütteln, einen Rundgang durch die Einrichtung machen und uns für eine Weile zur Geburtstagsgesellschaft einer Frau gesellen, die heute hundert Jahre alt wird. Ihr Ehemann ist neunundneunzig. Das ist wirklich beachtlich.

Drinnen riecht es, als hätte jemand den Drillingen meiner Schwester Desinfektionsmittel zum Herumspritzen in die Hand gedrückt. Darüber hängt ein künstlicher Jasminduft. Leslie schnuppert und nickt dann knapp, aber wohlwollend, ehe sie sich gemeinsam mit einem Fotografen sowie einer Handvoll Praktikanten und Helfer zu uns gesellt. Heute sind wir ohne Leibwächter unterwegs; ich gehe davon aus, dass sie bereits das Rathaus für den Termin am Nachmittag sichern. Im Lauf der Jahre hat mein Vater jede Menge Morddrohungen erhalten. Er selbst misst diesem Schwachsinn normalerweise keine

Bedeutung bei, seine Sicherheitsleute hingegen sehr wohl.

Minuten später nehmen uns die Leiterin des Pflegeheims sowie zwei Nachrichtenteams in Empfang, und gemeinsam machen wir uns zu unserem Rundgang auf. Wir spazieren durch die Gänge. Sie filmen uns dabei. Mein Vater spult das volle Programm ab, schüttelt Hände, posiert für Fotos, nimmt sich die Zeit, um mit den Leuten zu reden, beugt sich zu Senioren in Rollstühlen hinunter, dankt den Schwestern dafür, dass sie sich tagtäglich aufs Neue dieser anspruchsvollen und kräftezehrenden Aufgabe stellen.

Ich folge ihm und tue es ihm nach. Ein reizender älterer Herr mit Melone flirtet mit mir und erklärt mit einem hinreißenden britischen Akzent, dass ich wunderschöne blaue Augen habe. »Wäre ich fünfzig Jahre jünger, würde ich Sie glatt zu einem Stelldichein überreden«, neckt er mich.

»Ich glaube, das haben Sie bereits getan«, gebe ich zurück, worauf wir beide zu lachen anfangen.

Eine der Schwestern warnt mich, Mr. McMorris sei ein unverbesserlicher Don Juan, worauf er der Schwester zum Beweis zuzwinkert.

Auf dem Weg zur Geburtstagsparty der Hundertjährigen ertappe ich mich dabei, dass ich mich tatsächlich amüsiere. Die Leute hier sind allem Anschein nach zufrieden mit sich und der Welt. Es mag nicht so luxuriös wie Grandma

Judys Pflegeheim sein, aber definitiv weit entfernt von den katastrophalen Zuständen in den Einrichtungen, die die Anwälte der Klägerseite anprangern. Dabei wird keiner der Kläger jemals Geld sehen, völlig egal, welche Schadenersatzsumme ihnen von einem Gericht zugesprochen wird. Die Geldgeber hinter den Pflegeheimketten greifen auf ein Netzwerk aus Holdings und Strohfirmen zurück, die sie jederzeit pleitegehen lassen können, um sich finanzielle Forderungen vom Leib zu halten. Aber genau aus diesem Grund ist die Tatsache, dass einem der ältesten Freunde meines Vaters kürzlich Verbindungen zu einer der erwähnten Ketten nachgewiesen werden konnten, politisch so überaus heikel: Es macht meinen Vater zum potenziellen Sündenbock, gegen den sich sowohl der Zorn der Öffentlichkeit als auch die Vorhaltungen aus Politikreisen richten werden.

Wut und Schuldzuweisungen können mächtige Waffen sein. Was die Opposition nur zu genau weiß.

Im Gemeinschaftsraum wurde ein kleines Podium aufgebaut. Ich trete gemeinsam mit der Entourage meines Vaters vor die Glastüren, die in einen schattigen Garten voll bunter Blumen hinausführen, die trotz der sengenden Hitze in prächtigster Blüte stehen.

Eine Frau steht ganz allein mit dem Rücken zu uns auf einem der Pfade und scheint nichts von dem Trubel mitzu-

bekommen. Ihre Hand liegt auf dem Knauf eines Gehstocks. Sie trägt ein schlichtes cremefarbenes Baumwollkleid und trotz der Wärme eine weiße Strickjacke. Ihr dichtes graues Haar ist zu einem Zopf geflochten und um ihren Kopf arrangiert, was ihr, in Verbindung mit dem hellen Kleid, eine fast gespenstische Aura verleiht, so als wäre sie ein Überbleibsel aus einer längst vergangenen Zeit. Eine sanfte Brise rauscht durch die mit Glyzinien bepflanzten Spaliere, was den Eindruck des Surrealen noch verstärkt.

Ich wende mich der Heimleiterin zu, die die Anwesenden begrüßt und noch einmal die Besonderheit des Anlasses hervorhebt – schließlich habe man nicht jeden Tag Gelegenheit, jemanden zu feiern, der bereits ein ganzes Jahrhundert auf dieser Welt ist ... von dem Glück, so lange verheiratet zu sein und seinen Gefährten bis zum heutigen Tage an seiner Seite zu haben, einmal ganz abgesehen. Dieser Anlass sei in der Tat eines Senatorenbesuchs angemessen.

Ganz zu schweigen davon, dass das Ehepaar meinen Vater bereits finanziell unterstützt, seit er für die Regierung von South Carolina tätig ist. Im Grunde kennen sie ihn länger als ich und sind ihm beinahe ebenso tief ergeben. Die Jubilarin und ihr Ehemann recken ihre dürren Hände hoch und klatschen begeistert, als der Name meines Vaters genannt wird.

Die Heimleiterin gibt die Lebensgeschichte der Liebenden am Ehrentisch zum Besten – Luci wurde in Frankreich geboren, als dort noch Kutschen das Stadtbild prägten. Schwer vorstellbar. Im Zweiten Weltkrieg war sie im Widerstand tätig, während ihr Ehemann Frank als Bomberpilot kämpfte und im Zuge eines Gefechts angeschossen wurde. Das Ganze mutet wie das Drehbuch einer romantischen Liebesgeschichte an. Luci half, ihn unbemerkt und trotz seiner Verletzungen außer Landes zu schaffen. Nach dem Krieg machte er sich auf die Suche nach ihr – sie lebte immer noch auf dem Bauernhof ihrer Eltern, verschanzt im Keller, dem einzigen Teil des Gebäudes, der noch stand.

Ich kann darüber nur staunen. So etwas überstehen Menschen nur, wenn sie sich wirklich und wahrhaftig lieben, wenn sie einander aufrichtig zugetan sind und alles opfern würden, nur um zusammen sein zu können. Genau so etwas wünsche ich mir auch für mich selbst, wobei ich mich manchmal frage, ob es diese Art der Liebe in unserer Generation überhaupt noch gibt. Wir sind immer so abgelenkt, so ... beschäftigt.

Ich blicke auf meinen Verlobungsring. *Elliot und ich haben alles, was man dafür braucht. Wir kennen uns gut. Waren immer füreinander da ...*

Mühsam stemmt sich das Geburtstagskind aus ihrem

Stuhl hoch, nimmt den Arm ihres Geliebten und kommt gemeinsam mit ihm auf uns zu, ganz langsam und gebeugt. Der Anblick ist herzerreißend. Ich wünsche mir, meinen Eltern ist es vergönnt, noch sehr, sehr lange zu leben ... Ich hoffe, dass sie ihren Ruhestand gemeinsam genießen können ... viele Jahre, nachdem mein Vater sich endlich durchgerungen hat, kürzerzutreten. Die Krankheit kann ihn unmöglich mit siebenundfünfzig Jahren dahinraffen. Er ist noch viel zu jung, wird dringend gebraucht, sowohl von der Familie als auch in seinem Beruf. Er hat noch so viel vor, und später haben meine Eltern ein Leben in Ruhe und Frieden und mit viel gemeinsamer Zeit verdient.

Zärtlichkeit regt sich in mir, die ich jedoch eilig verdränge. *Keine übertriebene Zurschaustellung von Gefühlen in der Öffentlichkeit – Leslie's ständige Ermahnungen klingeln mir in den Ohren. Frauen können sich so etwas in diesem Löwenzirkus nicht erlauben. Es wird beinhart als Inkompetenz und Schwäche ausgelegt.*

Als wüsste ich das nicht längst. Im Gerichtssaal geht es nicht viel anders zu. Weibliche Anwälte sind grundsätzlich in mehrfacher Hinsicht gefordert; wir sind gezwungen, nach völlig anderen Regeln zu spielen.

Mein Vater salutiert vor Frank, als sie einander vor dem Podium gegenüberstehen. Der alte Mann richtet sich auf und vollzieht den Gruß mit militärischer Präzision. Ihre

Blicke begegnen sich, ein kurzer Moment voller Respekt und Zuneigung, perfekt für die Kamera, aber keineswegs für die Öffentlichkeit inszeniert. Ich sehe, dass mein Vater Mühe hat, die Fassung zu wahren.

Es sieht ihm gar nicht ähnlich, sich so viel Gefühl anmerken zu lassen.

Wieder übermannt mich die Rührung, und ich muss schlucken. Dann straffe ich die Schultern, wende den Blick ab und richte ihn stattdessen auf die Frau im Garten, die immer noch reglos dasteht und in die andere Richtung sieht. Wer ist sie? Und was sieht sie?

Das »Happy Birthday« ertönt. Langsam dreht sie sich um und blickt zum Haus her. Ich weiß, dass die Kameras mir höchstwahrscheinlich folgen und mir anzusehen ist, dass ich mit den Gedanken anderswo bin, trotzdem kann ich den Blick nicht von der Gestalt im Garten lösen. Ich will ihr Gesicht sehen. Wie wird es sein? Ausdruckslos? Ist sie lediglich ein wenig wirr und spaziert gedankenlos im Garten herum, oder hat sie die Feier mit Absicht geschwänzt?

Leslie zieht mich von hinten an der Jacke, und ich zucke wie ein beim Schwatzen erwishtes Schulmädchen zusammen.

»Happy Birthday – *Los, konzentrier dich*«, singt sie dicht neben meinem Ohr. Ich nicke, während sie ein paar Schritte

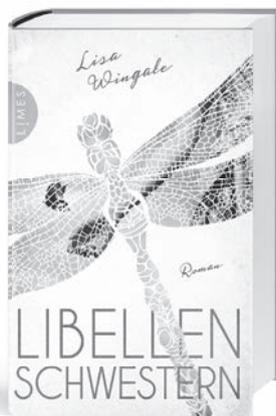
zur Seite tritt, um einen besseren Winkel für die Handyfotos zu finden, die später auf dem Instagram-Account meines Vaters gepostet werden sollen. Der Senator ist selbstverständlich in sämtlichen sozialen Medien vertreten, auch wenn er keine Ahnung hat, wie man sie pflegt, doch sein Social-Media-Experte ist ein echtes Genie.

Die Zeremonie geht weiter. Blitzlichter flammen auf. Glückliche Familienangehörige wischen sich die Tränen ab und zücken ihre Videokameras, als mein Vater ein gerahmtes Glückwunschsreiben überreicht.

Dann wird die Torte mit hundert brennenden Kerzen hereingerollt.

Leslie ist komplett aus dem Häuschen. Rührung und Glück scheinen den Raum förmlich auszudehnen wie einen Heliumballon. Noch ein Quäntchen Freude mehr, und wir schweben alle in den Himmel hinauf.

Lesen Sie weiter ...



Lisa Wingate

Libellenschwestern

Übersetzt von Andrea Brandl

Roman 480 Seiten

€ 22,00 [D] / € 22,70 [A] / CHF 29,90*

[*empf. VK-Preis]

ISBN 978-3-8090-2690-7

 Auch als E-Book erhältlich.
ISBN 978-3-641-19616-5

Ab 05.03.2018 erhältlich.

© der deutschsprachigen Ausgabe 2018 by Limes in der Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

© der Originalausgabe 2017 by Wingate Media, LLC

Gestaltung: © Minkmar Werbeagentur, München, www.minkmar.de

Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de

Umschlagmotiv: © Mark Owen/Trevillion Images

Weitere Informationen zum Buch finden Sie auf www.limes-verlag.de

Besuchen Sie uns auch auf   

Das Band zwischen
Schwestern ist stark.
Doch es gibt Dinge, die können
es zum Zerreißen bringen.



Roman. 448 Seiten. € 9,99 [D]

»Eines der besten Bücher des Jahres.«

The Huffington Post

LIMES

Ihre Geschichte beginnt an einem schwülheißen Sommerabend im Jahr 1939, doch erst über 70 Jahre später wird sie erzählt werden können — aber davon weiß Avery Stafford noch nichts. Für sie hat das Leben keine Geheimnisse. Bis sie eines Tages auf die 90-jährige May Crandall trifft. Die Fremde erkennt ihr Libellenarmband, ein Familienerbstück, und sie besitzt ein Foto von ihrer Großmutter. Was hat May mit ihrer Familie zu tun? Avery stößt schon bald auf ein unglaubliches Geheimnis, das sie zurück in ein dunkles Kapitel ihrer Familiengeschichte führt ...

Memphis, Tennessee, 1939: Die zwölfjährige Rill Foss und ihre vier Geschwister leben mit ihren Eltern in einem Hausboot auf dem Mississippi. Als die Kinder eines Tages allein sind, werden sie von angeblichen Beamten in ein Waisenaus gebracht. Rill hat ihren Eltern versprochen, auf ihre Geschwister aufzupassen. Ein Versprechen, das sie auf keinen Fall brechen will, aber es wird ihr alles abverlangen, vielleicht mehr als sie geben kann ...

limes-verlag.de